

WIR WAREN FÜR ALLE OFFEN UND HATTEN KEINE REGELN

David Weiss. Geboren 1946 in Zürich. Künstler. War Mitglied der Kommune «H9», verkehrte in Zürichs Boheme- und Untergrundszene der Siebzigerjahre. In den Achtzigerjahren zusammen mit Peter Fischli Durchbruch im internationalen Kunstmarkt. Wohnt und arbeitet in Zürich.

Ich bin in einem Pfarrhaus in Zürich aufgewachsen. Unser Haus stand mitten in einer Genossenschaftssiedlung im Arbeiterquartier Albisrieden. In unmittelbarer Nähe befanden sich die Albiswerke, die heute zur Siemens Schweiz gehören. Neben unserem Haus hatte es einen grossen Spielplatz, wo ich mit den Kindern aus der Nachbarschaft spielen konnte.

Meine Eltern kamen aus dem Säuliamt. Der Vater meiner Mutter war Malermeister in Affoltern am Albis. Nicht weit davon entfernt, in Mettmenstetten, wuchs mein Vater auf. Sein Vater war als Handelsreisender tätig, er vertrieb Schnaps: den Mettmenstetter Meilikirsch. Seine Frau war meine Lieblingsgrosnmutter. Wenn ich bei ihr im kleinen Haus ausserhalb des Dorfs in den Ferien war, liess sie mich einfach machen. Ich verbrachte Stunden auf dem Kachelofen und blätterte in alten Zeitungen und Heftchen – «Beobachter», «Schweizerspiegel», «Das Beste von Rea-der's Digest». Mich interessierten kleine absurde Meldungen, Witzseiten, Kinderreime, Humor aller Art. Die Tage bei meiner Grosnmutter waren für mich der Inbegriff von friedlichem Ferienleben.

Meine Mutter hatte eine Hausbeamtinnenschule absolviert und leitete vor ihrer Ehe die Kantine der Sihlpost in Zürich. Als Pfarrfrau musste sie ihre Erwerbsarbeit aufgeben und hatte die verschiedensten Funktionen zu erfüllen, unbezahlt. Das gehörte damals zum Pfarrleben.

Zu meiner Mutter hatte ich ein eher schwieriges Verhältnis. Als Organisationstalent setzte sie mich und meine beiden Schwestern für die verschiedensten Aufgaben im Haushalt ein, so dass wir uns von ihr ein wenig verwaltet fühlten. Es wäre wohl für sie und für uns besser gewesen, sie hätte ihre berufliche Leidenschaft woanders ausleben können. Sie war nicht sehr gerne Pfarrfrau, weil sie dauernd den Beobachtungen der Gemeinde ausgesetzt war.

Mein Vater sass fast immer im Studierzimmer vor seinen Bücherwänden, arbeitete an seinen Predigten und schrieb Briefe. Als Kind hatte ich den Eindruck, er habe einen direkten Draht zum Herrgott. Später ging ich zu meinem Vater in den Konfirmationsunterricht und wurde von ihm konfirmiert. Er hat mir aber nie das Gefühl gegeben, ich müsse ein religiöser Mensch werden.

Ausserhalb des Hauses führte ich ein normales Bubenleben mit «Räuber und Poli» und Fussball spielen. Später kam Velofahren hinzu und das Herumstreunen in unserer Siedlung. Das Herumhängen war wichtig. Man hat sich nach dem Abendessen einfach draussen getroffen und geschwätzt.

Seit dem Kindergarten war ich am Zeichnen. Das öffnete mir einen grossen Freiraum. Da konnte ich mich zurückziehen und etwas für mich alleine machen. Auch sass ich stundenlang vor dem Schulatlas meiner Mutter und hing meinen Fantasien nach: Ich wollte die letzten unbekanntesten Gegenden der Welt erforschen und Tierfänger in Afrika werden. Dann lebte ich in Cowboy- und Indianerfantasien. Ich habe alle «Lederstrumpf»-Romane mehrmals gelesen. Man konnte mir einen beliebigen Satz aus einem der Romane vorlesen und schon wusste ich, aus welchem Band er war.

Die Karikaturen im Satiremagazin «Nebenspalter» weckten mein In-ter-esse an der politischen Welt. Eisenhower, Chruschtschow und de Gaulle nahm ich wahr als Vertreter von irgendwelchen Meinungen und Positionen. Natürlich waren die Amerikaner die Guten und Chruschtschow der Böse. Im alten Atlas entdeckte ich, wie Afrika aufgeteilt war: Rosarot waren die englischen Kolonien und violett die französischen. Zeitungsleser wurde ich etwa ab der fünften Klasse. Doch mit meinen Kollegen sprach ich nicht viel darüber, es war mehr meine Welt.

Geografie und Geschichte gehörten in der Schule zu meinen Lieblingsfächern. Im Zeichnen hatte ich immer gute Noten. Ich konnte echt spukige Geschichten zeichnen, mit Bösewichten und armen Buben in dunklen Verliesen und schaurigen Gewölben – mit dramatisch wirkenden Licht- und Schatteneffekten. Sonst war ich ein mittelmässiger Schüler. Doch die Lehrer – einer war der bekannte Jugendbuchautor Ernst Kappeler – und

meine Eltern gaben mir das Gefühl: Es geht schon, wenn ich nur will.

Ab der sechsten Klasse stand ich meist etwas abseits. Ich gehörte nicht zu den Wortführern und zu den Mädchenhelden, auch war ich kein guter Sportler. Man mochte mich, ich machte überall mit, aber auf dem Pausenplatz blieb ich eher für mich. Ich hatte einen gescheiterten und initiativen Freund, mit dem ich den Schulweg teilte, mit ihm hatte ich gute Gespräche.

Meine ersten Ausbruchsversuche in der Pubertät hatten mit meiner Mutter zu tun, die mich dauernd ermahnte, mich ja ordentlich zu verhalten. In der dritten Sekundarklasse trug ich schon etwas längere Haare. Ich wollte auffallen wie meine eigenwillig gekleidete ältere Schwester auch. Ich trug eine Army-Jacke und eine Pelzmütze, was damals speziell war. Meine Mutter sah es gar nicht gerne, wenn wir Pfarrkinder so herumliefen. Meinem Vater hingegen war das egal. Meine ältere Schwester eckte dauernd bei meiner Mutter an und nahm dadurch allerhand Scherereien in Kauf. Als Zweitältester hatte ich es etwas leichter. Als Knabe entdeckte ich den Jazz für mich: New Orleans und Dixieland. Radio Beromünster brachte zwei Sendungen pro Woche.

Nach der Sekundarschule kam ich ans Lehrerseminar in Küsnacht. Ich dachte, dass Zeichnungslehrer vielleicht etwas für mich sein könnte. Schon nach der Probezeit war es aus damit. Ich scheiterte am Französisch und am Deutsch, obwohl ich Deutsch sehr gern hatte. Nach einem zehnwöchigen Aufenthalt auf einem Bauernhof in der Romandie und einer Schnupperlehre in einer Handsetzerei bestand ich mit sechzehn die Aufnahmeprüfung an die Kunstgewerbeschule. Man hatte sich darauf geeinigt, dass das wohl die beste Schule für mich sei. Für Kunst hatte ich mich schon vorher interessiert und mir auch eine Bildersammlung angelegt. Überall, wo ich in Heftchen Kunst abgebildet sah, schnitt ich die Bilder aus und legte sie in Schubladen ab: von Altarbildern aus dem Mittelalter über Hieronymus Bosch bis zu den Surrealisten und Tachisten des 20. Jahrhunderts.

Im einjährigen Vorkurs, wo es mir ausserordentlich gut gefiel, war ich einer der Jüngsten. In der gleichen Klasse war auch Urs Lüthi, der wenige Jahre später eine steile Künstlerkarriere machte. Wichtig für uns war, was ausserhalb der Schule in der damaligen Szene abging. Wir hörten viel Modern Jazz – die Beat-Musik war noch nicht von England rübergeschwappt. An der Riviera, einem Szenentreff beim Bellevue direkt an der Limmat, sass wir herum mit anderen, die sich als Künstler, Lebenskünstler und Existenzialisten fühlten oder Aussenseiter waren: eine Ansammlung von Nonkonformisten. Für uns war alles gut, was mit Boheme zu tun hatte, antispiessig und antikleinbürgerlich war. Aus dieser Szene heraus hat sich ein paar Jahre später eine neue Art von Jugendkultur und der Zürcher Untergrund entwickelt.

Nach dem Vorkurs zog es mich nach Basel, wo es im Gegensatz zur Zürcher Kunstgewerbeschule einen Ausbildungsgang für Künstler gab. Ich wollte Künstler werden und nicht Grafiker, Dekorateur oder Fotograf. Ich wurde in die Bildhauerfachklasse aufgenommen und konnte dort einiges lernen, was im weitesten Sinn mit Bildhauerei zu tun hatte. Schon nach eineinhalb Jahren verliess ich die Schule wieder, um Assistent von Alfred Gruber zu werden, der an der Schule Lehrer war, aber auch ein eigenes Atelier besass – in einem ausgeräumten Steinbruch. Er war ein Genie im Schmieden, Giessen, Schreinern und Steinhauen. Er galt ein wenig als Wildsau, war bullig und breit. Für mich war es bei ihm interessanter als an der Schule. Er verkörperte die romantische Seite einer freien Künstlerexistenz. Bald hatte ich mein eigenes Atelier nicht weit von ihm, wo ich – um über die Runden zu kommen – kleine Aufträge erledigte, die er mir zuhielt. Für einen Kunden sockelte ich zum Beispiel griechische und römische Skulpturen auf. Für einen anderen Auftrag fuhr ich 1966 ein halbes Jahr nach England und kam mitten in eine Aufbruchstimmung hinein. Es gab eine Art Underground mit modischem Touch: Blümchenhemden und Blümchenkrawatten waren plötzlich in. Ich wurde ein Fan von Livebeatmusik. Es war die Zeit von «Rubber Soul» von den Beatles und «Like a Rolling Stone» von Bob Dylan.

Ich musste zurück in die Schweiz, um die Rekrutenschule zu machen. Danach zog ich gleich wieder weiter. Im Frühling 1967 ging ich für ein halbes Jahr an die Weltausstellung nach Montréal, wo ich im Schweizer Pavillon einen Job hatte: an der Abwaschmaschine, am Kaffeeausschank und am Buffet. Das war hart, sechs Tage Arbeit am Stück, danach zwei Tage frei. Dort lernte ich einen Kollegen aus Yverdon kennen, der sich als Linker verstand. Als Che Guevara starb – während der Ausstellung –, gingen mein Bekannter und ich zum

kubanischen Pavillon und kondolierten den Kubanern im Namen der Belegschaft des Schweizer Pavillons. Sie spendierten uns mehrere Cuba libre und luden uns zu einem Besuch nach Kuba ein.

Nach der Weltausstellung ging mein Bekannter zurück in die Schweiz, wir verloren uns aus den Augen. Mit meinen Ersparnissen reiste ich alleine weiter, zuerst für einen Monat nach New York – im Koffer ein Buch über oder von Che Guevara. In New York schaute ich mich in den Kunstgalerien um. Da gab es viel Minimal Art zu sehen. Diese neue Kunst befremdete mich, weil sie weit weg war vom Leben, von den Strassen New Yorks, von den Farbigen, vom New Yorker Underground, von allem. Und gleichzeitig faszinierten mich die Künstler der Minimal Art wegen ihrer Verweigerungshaltung.

Ich zog nach San Francisco, wo ich in einem Hotel abstieg, mir einen Stadtplan kaufte und mit einem Bus die bekannte Szenenstrasse Haight-Ashbury rauffuhr. Beim Golden-Gate-Park sah ich die Hippies herumspazieren. Am selben Abend geriet ich in eine wilde Party im Straight Theater mit psychedelischer Livemusik und Lightshows. Dort kam ein Mädchen auf mich zu, streckte die Hand aus und schenkte mir einen LSD-Trip, einfach so. Ich schluckte die Tablette ohne Bedenken – im «Stern» hatte ich mal einen Bericht darüber gelesen – und eine Stunde später ist «es» dann eingefahren. Auf dem Trip lernte ich ein paar Hippies kennen und bin mit denen herumgezogen. Wir übernachteten in irgendeinem Treppenhaus, am Morgen kamen aus den oberen Stockwerken Menschen und gingen zur Arbeit. Sie kümmerten sich aber nicht weiter darum, dass da fünf Hippies im Schneidersitz und mit riesig gros-sen Pupillen sassen.

Ich machte mich schnell mit der Szene vertraut, so dass man mich nach wenigen Tagen als «den Schweizer» kannte. Ich wohnte bei neu ge-won-nenen Freunden, einem Hippie und einem Anarchisten aus New York. Mit ihm führte ich einmal ein längeres Gespräch über den Beatles-Refrain «Where I belong I'm right». Er fand den Satz sehr fragwürdig. Ich weiss nicht mehr, was ich all die Tage machte, ausser dass ich viel im Golden-Gate-Park war und an Konzerten mit den neuen Freunden. Plötzlich waren solche Leute wie ich, Bohemiens, Künstler, Anhänger von englischer Beatmusik, Beatniks und andere Aussenseiter, im Underground miteinander verbunden – eine Massenbewegung. Ich war erstaunt über den blühenden Aberglauben meiner Hippie-Bekanntnen. Sie mischten alles zusammen: Astrologie, Numerologie, Fernöstliches, die Literatur der Beatniks. Viele trugen afghanische Mäntel und fast alle rauchten Gras. Es gab einen psychedelischen Radiosender, wo auf Sendung gekiffert wurde. Man konnte hören, wie sie inhalierten und husteten, wenn sie zu viel erwischt hatten.

In der «Psychedelic Review», einem der Underground-Magazine, entdeckte ich mal ein Foto von einem Ethnologen, der mit Indianern in einem Kreis sass und an ihrem Rauschritual teilnahm – versunken und ein bisschen weggetreten. Er hatte mein volles Mitgefühl; ich wusste genau, was mit ihm geschah. So kam ich mir in San Francisco vor.

Einmal fuhr ich nach Berkeley hinüber an die Uni, wo ein Lehrer unterrichtete, den ich in Montréal kennengelernt hatte. Auf dem Campus wurde genau so gepafft wie an der Haight-Ashbury. Die Studenten rauchten diese dünn gedrehten Marihuanajoints. Das gehörte dazu wie die Anti-Vietnamkrieg-Kundgebungen, der neue Kleidungsstil, Bücher, Plattenläden, Postershops und die Rockkonzerte. Als ich Anfang 1968 wieder in der Schweiz war und an der Uni Zürich ein Teach-in besuchte, war ich erstaunt, wie nüchtern es bei uns zu und her ging. Die fortschrittlichen Studenten in Zürich waren nicht vertraut mit dem Alltag auf dem Campus in Berkeley. Marihuana war eher verpönt. Lieber stritten sie um die rechte Lehre und die richtige Linie! Links sein war mehr Theorie als Lebensstil.

Von San Francisco ging meine Reise weiter nach Mexico City und danach mit einem ostdeutschen Frachter von Veracruz nach Kuba, wo ich aus unerklärlichen Gründen und trotz meiner Einladung – die mir jedoch nur mündlich zugesichert worden war – festgehalten wurde. Vielleicht war es, weil ich zu wenig Geld hatte oder sonst aus einem Grund. Aus war mein Traum, den Kubanern bei der Zuckerrohrernte zu helfen. Ich war froh, dass ich nach ein paar Tagen zurück auf meinen Frachter konnte. Im Immigrationsbüro, wo ich einquartiert war, hatte es eine Handvoll Insassen, die schon seit Jahren auf ihre Freilassung warteten.

Der Frachter nahm mich nach Nordafrika mit. In Tanger angekommen, probierte ich wieder Haschisch, diesmal in einer Kombination mit Honig und Nüsschen. Die Wirkung war hinterhältig, während Tagen kam und ging sie – spooky! Per Autostop ging es weiter durch Algerien nach Tunis, wo ein Bekannter von mir für ein Schweizer Reisebüro arbeitete. Ich hatte den Eindruck, endlos Zeit zu haben. Ich hatte immer etwas zu tun, weil um mich herum

dauernd etwas los war. Alles war interessant. Trotzdem – und weil das Geld ausging – entschied ich mich, zurückzukehren. Auf der Heimreise über Italien wurde mir beim Autostoppen an einer Tankstelle mein Koffer geklaut. Ohne Gepäck kam ich in Chiasso über die Grenze. Ich erinnere mich, wie ich in Zürich mit fünfzig Rappen im Sack ankam. Das war im Februar 1968.

Bereits im April fuhr ich wieder los, diesmal für zehn Tage nach Berlin, wo Freunde von mir an der Filmakademie studierten. Auf unserer Hinreise schmuggelten wir Bertolucci-Filme durch die ddr. Ich war in einer Kommune untergebracht, wo die Zimmer doppelt so gross wie in Zürich waren. Diese Acht- und Zwölfzimmerwohnungen beherbergten eine lebendige Kommuneszene. Berlin war im Aufbruch. Es fanden gros-se Demonstrationen statt. Am Alternativen 1. Mai kamen sicher 25 000 Leute zusammen. Einige Studenten wurden wegen ihren politischen Aktivitäten von der Filmakademie geschmissen.

Im Mai war ich wieder in Zürich und besuchte das Jimmy-Hendrix-Konzert. Den Globuskrawall im Juni verpasste ich, weil ich zu Hause am Schreiben war. Um Geld zu verdienen, wollte ich für Zeitungen über meine Reiseerlebnisse berichten. Am Tag nach der Krawallnacht mischte ich mich unter die Neugierigen, die sich vor dem Globusprovisorium versammelt hatten und über den massiven Polizeieinsatz und das geforderte Kulturzentrum diskutierten. Für mich und alle Leute, die ich aus der Szene kannte, war klar: Wir standen auf der Seite der Demonstranten und waren gegen die Bullen. Diese verteidigten das Establishment und den Vietnamkrieg und waren gegen uns, so wie wir waren.

Auch diesmal blieb ich nicht lange in Zürich. Zusammen mit Basler Freunden und meiner Freundin Carmen fanden wir ein Haus in Carona im Tessin, das der Künstlerin Meret Oppenheim gehörte. Wir durften dort gratis wohnen, wenn wir es umbauten. Für den Umbau erhielten wir Lohn. Das Tessin wurde in den nächsten Jahren meine Basis, auf die ich mich immer wieder zurückziehen konnte, um für mich zu arbeiten, zu zeichnen.

In Carona lernten wir einen Amerikaner kennen, der von makrobiotischer Ernährung schwärmte. Carmen und andere unserer Mitbewohner wurden Anhänger dieser Ernährungslehre. Zusammen wollten wir einen Laden mit makrobiotischen Produkten eröffnen. Am Seilergraben in der Zürcher Altstadt fanden wir ein günstiges Lokal, richteten dort unseren Laden ein und nannten ihn «Mr. Natural». Den Laden sah ich als meine ökonomische Basis, um meine Künstlerexistenz zu sichern. Ich war kein strenggläubiger Makrobiotiker, für mich war das eine Ernährungslehre unter mehreren, was mir vorgeworfen wurde.

Wenn ich jeweils in Zürich arbeitete, wohnte ich in einer der ersten grossen Kommunen, in der «H9» an der Hottingerstrasse. Dort herrschte ein reges Kommen und Gehen von Freaks, Hippies und selbsternannten Revolutionären, freiwilligen und unfreiwilligen Randständigen. Schon bald wurde die Kommune erweitert. In Ebnat-Kappel im Toggenburg fanden wir ein Haus mit siebzehn Zimmern in einer alten Mühle mit riesigen Lagerräumen. Dort kamen etwa fünfzehn Leute aus verschiedenen Kommunen zusammen. Wir hatten eine Grossküche, fünf Staubsauger, einen vw-Bus, einen vw Käfer, drei Motorräder, mehrere elektrische Gitarren, Schlagzeuge und zwei Hunde. Es wurde viel Musik gemacht und gestritten. Sogenannte Sozialfälle kamen zu uns – vermittelt durchs Drop-In in Zürich, einer Beratungsstelle für Leute in Not. Fixer auf Entzug und Zöglinge, die auf Kurve waren, tauchten bei uns unter. Es war die Zeit der *Heimkampagne*, einer Protestbewegung gegen die unhaltbaren Lebensbedingungen in Erziehungsheimen. Wir waren für alle offen und hatten keine Regeln.

Und plötzlich war ein Guru in aller Munde, der junge Guru Maha-raji – Lord of the Universe. Reihenweise schwärmten meine Freunde vom weissen Licht, das sie gesehen hatten. Dabei handelte es sich um eine alte Hindupraktik, bei der man mit den Fingern leicht auf die Augen drückt und meditiert. Der vierzehnjährige Guru ist dann tatsächlich eines Tages bei uns in einem grossen Mercedes vorgefahren, mit blauem Blazer und grauen Hosen. Da waren vielleicht dreihundert Leute bei uns versammelt, wohnten, kochten und meditierten zusammen. Guru Maharaji sass auf einem Thron und beantwortete Fragen. Er sagte unter anderem: «I'm not here to talk about sex or politics.» Oder: «Zur allgemeinen Überraschung kam Jesus auf einem Esel. Um euch zu überraschen, kam ich im Mercedes!» Er war gut geschult worden von seinen älteren Beratern, den Mahatmas, die auch da waren und uns den Weg zur Erleuchtung wiesen. Sie sahen gut aus in ihren orangen Gewändern und mit ihren kahl rasierten Schädeln in der verschneiten Toggenburger Landschaft.

Die Ebnat-Kappel-WG löste sich auf, als eine Fraktion zum Guru nach Indien reiste und die Gruppe, zu der ich gehörte, wieder mehr in der Stadt leben wollte. Wir steckten nochmals viel Energie in den «Mr. Natural». Wir erweiterten unser Sortiment mit frischem ungespritztem Marktgemüse, mit biologischen Äpfeln und biologischen Milchprodukten, die wir von anthroposophischen Bauern besorgten. Viele unserer Kunden, die in Kommunen und WGs wohnten, hatten fast kein Geld und liessen die Ware bei uns anschreiben. Auch wir als Gruppe schrieben alles an, bis wir merkten, dass wir den Laden von innen her aufgefressen hatten und verschuldet waren. Der Laden wurde von Leuten übernommen, die ihn noch ein paar Jahre weiter betrieben. Und heute kann man all die gesunden Lebensmittel im Migros und im Coop kaufen.

Unsere Untergrundszene mit Hippies, Zöglingen, Anarchos und Künstlern war also nur ein paar Jahre intakt. Vor allem das Zusammenleben in der «H9» mit den Politrockern der späteren Gruppe «Rote Steine» um Guy Barrier erwies sich nicht gerade als angenehm. Aber auch sonst zerbröselte der Zusammenhalt: Die einen gingen auf den Jesus-Trip, andere zogen mit den *Berglütli* aufs Land, um biologisch-dynamisch zu bauern. Drogen spielten für mich schon lange keine Rolle mehr. Ich war nie ein Psychedeliker. Als die harten Drogen in der Szene Einzug hielten – Speed, Heroin, Morphinum und Koks –, ist unser Netz endgültig zu-sammengebrochen. Um an Stoff zu kommen, wurde gelogen und gestohlen – jeder war auf seinem Egotrip.

Ich zog mich mit meiner Freundin nach Carona zurück. Ich hatte genug von der Rastlosigkeit. Ich wollte mich endlich wieder ganz meiner Kunst widmen und die vielen Eindrücke der letzten acht Jahre, die ich wie ein Schwamm aufgesogen hatte, verarbeiten. In Carona machte ich drei Bücher mit Zeichnungen. Es waren comicartige Geschichten ohne Texte, die ich für einfach und verständlich hielt – ohne elitären Anspruch. Die drei Bücher erschienen zwischen 1975 und 1978 in der Galerie Stähli. Ich machte auch grossformatige ungegenständliche Zeichnungen. Ich arbeitete nie auf Leinwand, sondern spannte die Zeichnungen auf Kartons auf.

Wenn ich Geld brauchte, konnte ich jederzeit bei einer Tankreinigungsfirma tageweise arbeiten, auch wenn es eine unangenehme, stinkige Arbeit war. Am Abend brachte ich jeweils einen Lappen – hundert Franken – nach Hause.

Durch den Künstler Markus Raetz, der auch in Carona wohnte, kam ich in Kontakt mit seiner Galerie in Bern. Toni Gerber, der Galerist, kaufte von mir eine Gruppe von Bildern. Sonst hatte ich mit dem Kunsthandel nicht viel zu tun. Ich malte damals sehr düstere Sachen, meine Hauptfarbe war schwarz – schwarze Tusche. In dieser Zeit las ich fast ausschliesslich Robert Walser, der reinste aller Schweizer Poeten. Er hatte uns Künstlern vorgelebt, dass man als armer Aussenseiter existieren und doch Bedeutsames leisten kann. Er gab das Modell ab für den aus-senstehenden Betrachter. Doch seine dienerhafte, sich unterordnende Haltung ist mir dann zunehmend auf den Wecker gegangen – dieses Sich-ständig-Kleinmachen. Ich merkte, dass ich mich nicht zu sehr mit ihm identifizieren durfte.

Die Trennung von meiner Freundin 1977 brachte einen grossen Wechsel in mein Leben. Ich kehrte nach Zürich zurück und lernte in der Kunst- und Bohemeszene rund um die Kontiki-Bar den jungen Künstler Peter Fischli kennen, der einmal Assistent von Urs Lüthi war. Ich versuchte damals, von meinen schwarzen Bildern wegzukommen. Ich plante einen mehrmonatigen Aufenthalt in Los Angeles. Während meiner Reisevorbereitungen begannen Fischli und ich gemeinsam an einem Werk zu arbeiten – der «Wurstserie». Das war eine Reihe von Fotos über Situationen im Alltag, zum Beispiel eine Modeschau oder ein Verkehrsunfall, die wir mit im Kühlschrank gefundenen Würsten, Wurstscheiben und mit Abfall wie Zigarettenstummel arrangierten. Diese Fotos wurden 1980 von der Kuratorin Bice Curiger in ihrer Ausstellung «Saus und Braus» ausgestellt. Mit dieser Ausstellung erfuhr die Subkultur in Zürich ihre erste grosse öffentliche Resonanz. Da war ich aber schon weg in Los Angeles.

Als Fischli mich in Los Angeles besuchte, drehten wir den ersten Ratten- und Bärenfilm, «Der geringste Widerstand». Wir hatten kein Geld, keine Schauspieler, aber einen Freund, einen Schweizer, der für uns die Kamera machte. Fischli entdeckte in einem Kostümverleih wunderbare Tierkostüme. Wir verwandelten uns in einen Bären und eine Ratte und spielten die Geschichte von zwei Taugenichtsen. Wir lebten den dadaistischen Geist von «Saus und Braus» also auch in Los Angeles weiter. Einen zweiten Film mit den gleichen Charakteren

drehten wir später in der Schweiz, in unberührter Natur.

Peter Fischli und ich planten keine Karriere als Künstlerduo, sondern arbeiteten einfach weiter, von Projekt zu Projekt, bis sich daraus automatisch unsere Künstlerbiografie entwickelte. Wir hatten Glück. Nach einer ersten Ausstellung bei Stähli – sie hiess «Plötzlich diese Übersicht» – besuchte uns eine junge Galeristin aus Köln, Monika Sprüth. Sie vertritt unsere Kunst bis heute. Sie vermittelte auch unsere erste Show in der Galerie Sonnabend in New York. In eins, zwei Schritten waren wir also raus aus der Schweiz. Spätestens nach dem Film «Der Lauf der Dinge», den wir an der Documenta 1987 zeigten, konnten wir vom Kunstmachen leben – wie man so schön sagt.

Die Kunstwelt hat sich heute grundlegend verändert. In den Sechzigerjahren führte mich Urs Lüthi in die Kunstbuchhandlung Krauthammer, wo das internationale Magazin «Flash Art» auflag. Da konnte man darin blättern und sehen, was in der Welt draussen geschah. Es gab nicht viele andere Kunstzeitschriften. Lokale Grössen waren Friedrich Kuhn oder H. R. Giger. Man traf sich im «Select», im «Odeon» oder im «Turm». Die Weihnachtsausstellungen gaben uns das Gefühl, alles zu sehen, was es zu sehen gab. Künstler wie Aeschbacher, Bill oder Lohse waren eine andere Generation – von denen wollten wir nichts lernen. Dafür hatten wir für die Dadaisten grosses Verständnis. Zürich war ein Dorf, die Hierarchie lokal. Gemütlichkeit und Boheme gingen gut zusammen. Erst mit den Ausstellungen von Harald Szeemann und später von Jean-Christophe Ammann kam für unsere Generation frischer Wind in die Schweiz. Die Aufmerksamkeit, welche die Kunst heute genießt, ist gross. Doch ein Teil der Bewunderung gilt auch dem Kunsthandel, der Hektik des Markts, den Auktionen, den grossen Summen, den Messen, den Rekorden. Wer jetzt Kunst machen will, ist diesem Umfeld ausgesetzt.

Aus: Heinz Nigg. Wir sind wenige, aber wir sind alle. Biografien aus der 68er-Generation in der Schweiz. Zürich 2008: Limmat Verlag. S. 431ff.